

# Sonntags-Beiblatt

zur

## Augsburger Postzeitung.

15. August

Nr. 33.

1852.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

### Das Fest des heiligen Petrus und Paulus.

Rom, 12. Juli.

Die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus sind nicht allein die Beschützer und Beschirmer der ganzen katholischen Welt, sondern vorzüglich auch die Patrone des Mittelpunctes derselben, der ewigen Stadt. Diese besitzt ihre Gräber und ihre irdischen Ueberreste; sie zeigt die Stätten, an welchen sie ihre Wirksamkeit mit dem glorreichen Martyrium frönten; ihr Boden ist besprengt mit dem Blute derselben und in vielen Vertiefungen bewahrt sie das lebendigste Andenken an ihr Leben und Wirken. Deshalb war von jeher das Fest dieser beider Apostelfürsten das eigentliche Fest Roms, und wenn auch mit einigem Unterschied, so wurde es doch immer mit dem höchsten Glanze und der größten Feierlichkeit begangen. Das Centrum der Feier ist die Basilika des heiligen Petrus im Vatikan, erbaut über dem Grabe des heiligen Petrus, wegen ihrer riesigen Größe und Einrichtung ein Symbol der Kirche der ganzen Welt, die da ruht auf dem Gesteine Petrus. Mehrere Wochen lang hatte man an ihrer würdigen Ausschmückung zu dem bevorstehenden Festtage gearbeitet, und die letzten neun Tage vorher wurde eine besondere Vorbereitungsandacht gehalten, bei welcher jedesmal der heilige Vater erschien. Zu der Vigilie aber war der vor dem Hauptaltare \*) befindliche Eingang zur Grabcapelle des heiligen Petrus (die sogenannte Confessio) in einer wirklich überaus geschmackvollen Weise mit frischem Grün, Blumen und zahlreichen Lichtern geziert; die 89 Lampen, welche hier bei Tage und bei Nacht in vergoldeten Schalen fortwährend brennen, waren mit dem reinsten Wachs gefüllt und kostbare Leuchter rings an den Seiten der Marmortreppen aufgestellt. Die an der rechten Seite des Hauptschiffes befindliche Bildsäule des heiligen Petrus, vom heiligen Leo dem Großen aus dem Metall der Statue des Jupiter Capitolinus gegossen, und vom Volke immer außerordentlich verehrt, war vollständig mit den Pontificalien bekleidet und trug die dreifache Krone auf dem Haupte. Die ganze untere Peterskirche, die Ruhestätte so vieler Heiligen und von allein 130 Päp-

\*) Denjenigen unserer Leser, welche mit der Einrichtung der Peterskirche nicht bekannt sind, bemerken wir, daß dieselbe in der Form eines großen Kreuzes erbaut ist. Ueber dem Mittelpuncte des Kreuzes, dort, wo die Balken sich schneiden, erhebt sich die 413 Fuß hohe Kuppel, unter der sich freistehend und nur von einem aus vergoldeter Bronze gearbeiteten Baldachin bedeckt der Hauptaltar befindet. Auf diesem feiert nur der Papst und zwar gegen das Volk hin gekehrt das allerheiligste Messopfer; und vor demselben (vom Haupteingange der Kirche aus gerechnet) steigt man auf Marmortreppen zum Grabe des heiligen Petrus und zur untern Kirche hinab (Confessio). Dort, wo bei uns der Hauptaltar steht, am obern Ende des Hauptschiffes, befindet sich hier der Stuhl des heiligen Petrus und davor der Thron des Papstes und von da aus zu beiden Seiten bis zum Altare hin stehen die Bänke für die Cardinäle und Prälaten. Der Papst besteigt den Altar von der Seite seines Thrones her und steht so mit dem Gesichte gegen das Hauptthor der Kirche hin.

sten, stand, von fast unzähligen Wachslöchtern erleuchtet, allen Männern zum Besuche offen, und acht Tage hindurch hatten schon alle Glocken von St. Peter täglich eine Stunde lang die Gläubigen zur Theilnahme an der großen Feier eingeladen. Diese begann mit der ersten Vesper am Abende des 28. Juni, die — das einzige Mal im Jahre — vom Papste selbst mit allen Cardinälen feierlich abgehalten wurde. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich dazu in den weiten Hallen von St. Peter eingefunden; die Cardinäle und Prälaten aber versammelten sich im Vatikan, um den heiligen Vater zur Kirche zu begleiten. Während des feierlichen Zuges in dieselbe hatten sich die Mitglieder der Camera Apostolica, der Cardinal Camerlengo an der Spitze, am Ende der sogenannten Königstreppe des Vatikans aufgestellt und da nach altem Herkommen an diesem Tage die dem Stuhle des heiligen Petrus gebührenden Censur entrichtet seyn mußten, so lange das aber nicht geschieht, ein feierlicher Protest an demselben Tage hergebracht ist, so verlas der Fiscal-Procurator in einer Anrede an den heiligen Vater eine Protestation gegen den seit vielen Jahren durch weltliche Macht dem heiligen Stuhle entzogenen Besitz der Herzogthümer Parma und Piacenza und alle aus der Nichtzahlung des dem apostolischen Stuhle davon gebührenden Tributs gezogenen Folgerungen. Nachdem der Papst diese Protestation durch eine kurze Antwort bekräftigt hatte, bewegte sich der Zug unter dem Geläute aller Glocken und dem Spielen zahlreicher, in der Vorhalle von St. Peter aufgestellter Musikköre bis zum Hauptthore dieser Kirche. In dem Momente, als der Statthalter Christi, hoch auf dem Tragsessel getragen, in demselben erschien, stimmte die päpstliche Capelle die Antiphon an: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam (Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen), und unter dem Vortritte von vielen Prälaten, zehn assistirenden Bischöfen und dreißig Cardinälen — alle mit der weißen Mitra geschmückt — trug man den heiligen Vater bis zur Capelle des allerheiligsten Sacramentes, wo die gewöhnliche kurze Anbetung stattfand. Am Hauptaltare dann stimmte Seine Heiligkeit selbst das Deus in adjutorium der Vesper und die erste Antiphon an. Die zweite Antiphon intonirte der erste assistirende Cardinaldiacon, die dritte der assistirende Cardinalbischof, die vierte der erste Cardinalpriester und endlich die fünfte der zweite assistirende Cardinaldiacon. Während des Magnificat incensirte der heilige Vater, von den dem päpstlichen Throne assistirenden Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen gefolgt, den Altar, sang dann die Oration und feierliche Benediction und nahm die Segnung der erzbischöflichen Pallien vor, die ein Uditor der Rota vom Grabe des Apostelfürsten vor seinen Thron brachte. Die Gebete, welche die Kirche für die letztere Segnung vorgeschrieben hat, sind ganz ungemein ergreifend und schön, und Pius IX., der immer mit außerordentlicher Andacht die heiligen Functionen vollzieht, wurde beim Aussprechen derselben sichtbar gerührt und bewegt; Näherstehende wollen die Thränen in seinen Augen gesehen haben. Nachdem der heilige Vater in den Vatikan zurückgekehrt war, begann mit dem Anbrechen der Dunkelheit die Beleuchtung der Peterskuppel mit 4400 Lampen, die einen unbeschreiblich majestätischen Anblick gewährt. Mit dem Glockenschlage 9 $\frac{1}{4}$  Uhr wechselte dieselbe, indem das Ganze in dem Lichte von 800 Fackeln erschien. Zweihundertfünfzig Personen sind dazu angestellt, um diesen Wechsel im Zeitraum von einer Secunde zu bewirken.

Wir haben oft an der Peterskirche bewundert, daß, wenn auch in allen zu derselben führenden Straßen stundenlang ungeheure Volksmassen zu ihr sich hingedrängt haben, man doch eigentlich nie sagen kann, daß die Peterskirche angefüllt ist, und in ihren weiten Räumen selbst die größten Menschenmassen sich verlieren. Als wir aber am frühen Morgen des Festtages St. Peter und Paul diesen riesigen Dom betraten, fanden wir alle Schiffe schon von Menschen gefüllt: gewiß der bei weitem größere Theil der Einwohner Roms hatte die Frühe gewählt, um dem Apostelfürsten den Tribut seiner Verehrung darzubringen und seine Grabesstätte zu besuchen. Welch' eine Veränderung, welsch' ein Wechsel doch, — dieser Gedanke mußte uns unwillkürlich ergreifen, — wenn wir eben diese Stätte vor kaum zweitausend Jahren

befucht hätten! — Hier, wo wir stehen, war damals der Circus des Nero, jenes grausamen Beherrschers des heidnischen Roms; der Ort diente zu Pferd- und Wagenrennen und zu den schrecklichen Gladiatorenkämpfen, in denen sich die Heiden an dem Ringen, an dem Blute und den letzten Zuckungen der Fechter in wahrhaft thierischem Genuße erfreuten. Hier ward vor nicht achtzehnhundert Jahren auch ein einfacher Fischer aus Galiläa, der eine neue Lehre nach Rom gebracht und dafür wenige verachtete Menschen zu Anhängern erworben hatte, auf Befehl des Kaisers gekreuzigt, — und jetzt? jetzt sagt nur mehr die Geschichte, daß einstens Nero an dieser Stelle seine Macht entfaltete und seine thierische Lust an blutigen Gefechten befricdigte, — aber über den Gebeinen dieses einfachen Fischers und zu dessen Ehre und dessen Herrlichkeit hat sich hier der großartigste Dom der Welt erhoben und alle Völker der Erde strömen zu demselben, und fallen nieder an dem Eingange seiner Grabstätte, um bei seinen irdischen Ueberresten zu beten und Gnade vom Herrn zu erflehen!

(Schluß folgt.)

### Die Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinand des Zweiten.

Rede des Herrn Hofraths und Reichshistoriographen Dr. Friedrich Hüter, gehalten in der Plenarversammlung des Central-Severinusbundes in Wien am 13. Juli 1852.

I.

(Schluß.)

Zur Zeit, da Maria nach Steiermark kam, fand sie die dortigen Zustände bedenklicher, als sie es während ihrer frühern Jugend in Bayern gewesen waren. Die Ursachen, die hiezu beigetragen haben, kann ich hier nicht entwickeln, bloß als Summarium andeuten, daß der von der Kirche abgefallene Theil des Adels, im Sinne jeder nach Alleingeltung strebenden Partei, eben so wohl die Rechte seiner katholischen Standesgenossen als die Befugnisse des Landesherren immer mehr einzuengen sich bestrebe; dieß unter dem stets in Bereitschaft gehaltenen Schlagwort der Gewissensfreiheit.

Die alljährlich wiederkehrenden Besorgnisse vor einem Einfall der Türken erforderten außerordentliche Anstrengungen zu dessen Abwehr; an die Gewährung derselben wurden von Jahr zu Jahr Bedingungen geknüpft, deren Zugeständniß das Walten der katholischen Kirche immer mehr beschränkte und gefährdete. Während die unkatholischen Landleute Prädikanten und Schulmeister aus Württemberg, Sachsen und allen Gegenden Deutschlands in freiem Belieben haufenweise nach Innerösterreich beriefen, verlangten sie von dem Erzherzog wiederholt, er solle die kurz zuvor zum Unterricht der katholischen Jugend eingeführten Jesuiten verweisen, weil sie Fremdlinge wären. Endlich am 9. Februar 1578 wußten sie auf einem Landtage zu Bruck an der Mur ihm die Bewilligung abzundthigen, daß in den vier Städten Grätz, Klagenfurt, Judenburg und Laibach unkatholischer Gottesdienst ohne irgend eine Beschränkung dürfe geübt werden. Der Erzherzog gewährte dieselbe mit schwerem Herzen in Gegenwart seiner geheimen Rätthe mündlich; diejenigen aber, welchen die Bewilligung zu Gute kommen sollte, formulirten sie sodann nach eigenem Gutfinden schriftlich, und fälschten die Worte hinein: der Erzherzog verpflichte sich hiezu für seine Erben und Nachkommen. Obgleich er diese Worte alsbald in ihrer Gegenwart mit eigener Hand ausstrich, behaupteten sie nach seinem Tod die Gültigkeit derselben mit der zähesten Hartnäckigkeit, wie oft auch die Erzherzogin die Vorweisung des Originals mit den durchgestrichenen Worten anbot.

Was dieselbe unter solchen unablässigen Bemühungen der Unkatholischen möge gelitten haben, erkennen wir am Besten aus einem Vorgang, der nur wenige Jahre nach dieser Zeit konnte stattgefunden haben, und welcher in ihr Inneres in dieser

Beziehung den tiefsten Blick eröffnet. Einige, der unkatholischen Lehre beipflichtende Hofherren hatten ihren Gemahl mit Ueberreichung eines zierlich eingebundenen Gesangbuches zu bereuen gewußt, den Gottesdienst ihrer Partei zu besuchen. Das ersuhr die Erzherzogin und hielt sich für verpflichtet, dieses Vorhaben, wenn immer möglich, zu verhindern. Als daher der Erzherzog aus seinem Gemach herausschritt, begegnete sie ihm, ihren kleinen Ferdinand an der Hand führend, und ein anderes ihrer Kinder auf dem Arme tragend. „Wo wollen Ew. Liebden hin mit den Kindern?“ fragte der Erzherzog. „Nach Bayern, in meine Heimat,“ versetzte die Gemahlin, „denn hier sind sie in diesem Augenblicke in der höchsten Angelegenheit ihres Heils gefährdet.“ Der Erzherzog verstand den zarten Sinn und sagte: „Bleiben wir lieber Beide zu Hause;“ worauf auch er wieder umkehrte.

Kein Jahr war seit dem Vertrage von Bruck abgelaufen, als der Erzherzog seinem Bruder Ferdinand in Tirol klagen konnte: „es sey nicht allein auf Austilgung der katholischen Religion, sondern eben so sehr auf Beseitigung des schuldigen Gehorsams in weltlichen Sachen abgesehen. Die unkatholischen Landleute legten es darauf an, alle Katholiken aus seinem Lande zu verdrängen; sie mutheten ihm zu, den Befehlshaber in seinem eigenen Schlosse zu Grätz, als einen unerschütterlichen Befenner des Glaubens, zu entlassen und über Städte und Schlösser nur solche Männer zu setzen, die von ihnen vorgeschlagen würden. Sie wollten sogar behaupten: auch das gehöre zu ihren Freiheiten, durch fürstliche Befehle nicht gebunden zu seyn, sondern darüber hinwegsehen zu dürfen.“ — Einerseits wurde jene Beseitigung der Katholiken sammt der Beeinträchtigung des fürstlichen Ansehens immer weiter getrieben, anderseits schallte es jeden Sonntag von allen Kanzeln herab von Aberglauben, Götzendienst, Teufelswerk, Pfaffenfrug und ähnlichen grobkörnigen Ausdrücken. Der gräzerische Prädikant Jeremias Homburger entblödete sich nicht, am Sonntage nach dem Fronleichnamsfeste, woran der Erzherzog mit seiner Gemahlin und dem Hofe Theil genommen, zu verkünden: das sey purlautere Abgötterei, des Festes Stifter, Förderer und Theilnehmer wären insgesammt verflucht; selbst die Kühe könnten den Gräuel der Proceßion nicht leiden, indem sie vor zwei Jahren dieselbe zertrennt hätten. Beschwerzte sich der Landesherr über solche Frechheit, so erklärten die Prädikanten: zu ihrem Eifer würden sie von der Macht des heiligen Geistes angetrieben, und gegen wohlverdiente Rügen fanden sie Schutz bei den Mitgliedern der Stände. Die Landtage wurden von Jahr zu Jahr unfreundlicher. Selbst der Stadtrath von Grätz maßte sich an, ein Verbot gegen den Besuch katholischer Predigten zu erlassen; die Handwerker verbanden sich, keinen katholischen Arbeiter länger als vierzehn Tage zu dulden.

Dies alles konnte der Erzherzogin so wenig gleichgiltig seyn als ihrem Gemahl, welcher immer mehr einsah, daß er mit seiner angestammten österreichischen Milde nicht länger werde durchkommen können. Schon im Jahre 1581 schrieb Herzog Wilhelm von Bayern seiner Schwester: er freue sich, daß ihr Gemahl die Religions-sache sich so wohl angelegen seyn lasse und daß auch sie dazu rathe und mitwirke. Im folgenden Jahr bot die Taufe der Erzherzogin Eleonore deren Dheim Veranlassung, selbst nach Grätz zu kommen, um dem Schwager, vornämlich aber der Schwester, seinen Rath zu ertheilen. Wie willkommen dieser ihr müsse gewesen seyn, läßt sich jenem Wort derselben entnehmen: „Lieber wollte ich alle meine Kinder in einer Butte auf den Rücken nehmen und zu Fuß nach Bayern zurückwandern, als daß ich zugäbe, daß etwas ihrer Religion Nachtheiliges unternommen würde. Sollte dann selbst mein Herr Bruder sie nicht aufnehmen wollen, so würde ich eben mit andern armen Leuten in einem Spital wohnen, um daselbst mein Leben katholisch zuzubringen.“ In einer solchen Rede liegt die über jeden Zweifel erhabene Bestätigung des Psalmwortes: daß über Macht, Ehre und Reichthum das Herz ungleich höhere Güter erkenne.

Wilhelm sprach Muth ein, rieth, wenn Einige ihre Stellen aufgeben wollten, ihnen den Mantel deßhalb nicht zu zerreißen, das unkatholische Hofgesinde zu entlassen.

Maria freute sich des Gemahl zunehmender Entschlossenheit und bezeugte bald darauf, es hätten so viele Katholiken zum Dienst sich angeboten, daß sie nicht geglaubt hätte, deren so viele in Grätz noch zu finden. Der Bruder ermunterte sie: ihr Gemahl solle nur Herr bleiben, es handle sich bloß um den ersten Schritt, das Weitere werde sich dann leicht fügen. Bei der Erzherzogin begegnen wir jetzt schon jener Entschiedenheit, mit welcher sie später den Sohn unablässig ermahnte: bei einer Angelegenheit, worin die Ordnung im Lande, die Erhaltung der fürstlichen Rechte und die Wahrnehmung der geheiligtesten Verpflichtungen gleichmäßig sich verbänden, weder schläfrig noch verzagt zu Werke zu gehen. Die noch bei Lebzeiten des Gemahls immer weiter zielenden Folgerungen, welche aus dem Brudervertrag wollten gezogen werden, die um sich greifende Vergewaltigung katholischer Kirchen und ihrer Priester, das was manchen Orts gegen glaubenstreue Laien vollführt wurde, rechtfertigen jene ausgesprochene Ueberzeugung aufs vollkommenste. Maria mochte selbst des geliebten Gemahls frühzeitigen Tod, die Verwaisung ihrer zahlreichen Kinderschaar jener traurigen Spaltung beimessen, welche die Einwohner des Landes nicht bloß auseinander gerissen, sondern in schlecht verhülltem Groll sich gegenüber gestellt hatte. Denn während der Erzherzog zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit im Mannersdorferbade bei Laxenburg sich befand, brach, durch die Unkatholischen veranlaßt, in Grätz ein arger Tumult aus. Der Fürst wollte zur Untersuchung selbst nach seiner Residenzstadt sich begeben, erkrankte unterwegs, und starb am fünften Tage nach seiner Rückkehr in einem Alter von fünfzig Jahren, eilf Kinder hinterlassend, zu denen in wenigen Wochen das zwölfte hinzukommen sollte. So tief gewurzelt, unerschütterlich und hell aber lebte in dieser gesegneten Mutter die Ueberzeugung: die Kirche sey die von Gott gesetzte Anstalt zur Leitung und Begleitung der Menschen hienieden, zu deren Beseligung für die Zukunft, daß sie die pflichtgetreuen Diener derselben, ohne irgend welche Rücksicht auf weltlichen Rang, aller Ehren werth hielt, mit dem freundlichsten Wohlwollen ihnen entgegentrat. Als daher eine Edelfrau über die Neigung ihres Sohnes, in den geistlichen Stand treten zu wollen, bei ihr sich beschwerte, erwiderte sie: „und wollte einer meiner Söhne Jesuite oder Capuciner werden, ich würde es nicht nur nicht hindern, es vielmehr fördern, so gut ich es vermöchte.“

Wie alle Lebensbeziehungen dieses erhabenen Fürstenpaares durch die lebendigste christliche Ueberzeugung geweiht und geadelt wurden, so vornehmlich die bedeutungsvollste derselben: ihre eheliche Verbindung. Beinahe bei allen Reisen des Erzherzogs begleitete ihn die Gemahlin; sie nahm Theil an seiner Jagdlust; sie richtete sich in der Bekleidung ihrer Leute nach seinem Geschmack; sie nahm Bedacht auf Alles, was ihn erfreuen konnte; sie hörte auf seinen Rath selbst in Sachen, die bloß ihre eigene Person betrafen. Im Jahre 1582 ging der Erzherzog nach Wien; Maria mußte zurückbleiben, weil sie nicht lange zuvor einer Tochter genesen war. Er traf am 7. November hier ein und schon am 9. schrieb er ihr: es mache ihm vieles Nachdenken, daß er noch keinen Brief von ihr erhalten habe. Drei Tage später sagte er: er könne nicht Worte finden, um es auszudrücken, wie lang ihm die Weile nach ihr sey. Dann wieder schreibt er ihr: „mein Schatz! es ist Dir wohl die Weile so lang nach mir, als mir nach Dir.“ Es war zu jener Zeit und zumal am Ende des Novembers ehemals eine schöne Tagreise von Wien nach Schottwien. Im Augenblick, da der Erzherzog Wien verließ, erhielt er einen Brief von der Gemahlin, und sein Erstes bei der Ankunft in Schottwien war die Erwiderung desselben. Zwei Jahre später kam er nach Leoben; kaum abgestiegen, schrieb er der Gemahlin: „Wie ich in das Haus eingetreten bin, bist Du mir halt abgegangen, das Haus ist mir zu weit, denn der Weil ist mir schon lang nach Dir.“ Es war daher der Ausdruck allgemein anerkannter Wahrheit, wenn in einer Leichenpredigt auf den Erzherzog gesagt wurde: ein Sinn, ein Rathschluß, ein Wille, ein Geist, eine Lebensweise habe Beide geeinigt.

In seinem Testamente bezeugte der Erzherzog, „daß die freundliche, herzliche Gemahlin während der ganzen Zeit ihrer Ehe eine offenkundige, beständige, herzliche

Liebe und treue Freundschaft gegen ihn stets erwiesen habe, wofür er zur Dankbarkeit gegen sie sich verpflichtet fühle." Ueberzeugt, daß der angewiesene Wittwenstüz zu Görz ihr nicht bequem sey, trage er seinen Erben ernstlich auf, ihr des Freiherrn von Teufenbach Haus zu Jugenburg anzukaufen und es standesmäßig einrichten und auskatten zu lassen. Da sie bei diesen theuren Jahren mit den durch den Heirathsbrief bestimmten 10,000 fl. nicht wohl ausreichen könne, und damit Ihre Liebden seine wohlmeinende Neigung und Freundschaft im Werk spüren möchte, verdopple er diese Summe, deren Ablieferung jeder anderen Ausgabe jederzeit vorangehen solle. Als getreue Mutter ordne er sie den Vormündern seines Sohnes als Mitvormünderin in Allem zu. Aber auch Maria bewährte ihre Anhänglichkeit an den Gemahl. Während der achtzehn Jahre, die von seinem Tod bis zu ihrem eigenen Lebensende verliefen, verging kein einziger Tag, an welchem sie einer für ihn gestifteten heiligen Messe nicht beigewohnt hätte; und befand sie sich zu Meer, wo deren Abhaltung unmöglich war, so mußte dieselbe wenigstens vorgelesen werden.

Das sind nur wenige Momente aus dem Wesen einer Fürstin, welche ihrer unvergeßlichen Enkelin, unserer hochgefeierten Maria Theresia, in jeder Beziehung mit dem vollsten Recht an die Seite darf gestellt werden. Noch ungleich Ansprechenderes läßt sich in Menge hervorheben. Findet sich die verehrte Versammlung durch das jetzt Mitgetheilte angesprochen, wünscht sie, daß ihr das vollständige Bild einer Fürstin vor Augen gestellt werde, auf welche jeder Oesterreicher mit Recht stolz seyn, und deren Persönlichkeit die warme Liebe zu dem theuren Fürstenhause erhöhen muß, so werde ich mit freudiger Bereitwilligkeit in späteren Vorträgen dieses Bild in der reichen Fülle aller seiner anmuthigen Züge hervortreten lassen.

Hr. Präses Dr. Kaltenbäck fügte die Bemerkung hinzu, daß sich Hr. Dr. Hurter ein hohes Verdienst um Oesterreich erworben habe, indem er die Geschichtsfälschung aufdeckte, welche einen der größten und besten Fürsten aus dem Habsburger Stamme mit den ungerechtesten Schmähungen überhäuft hatte. Ja man könne mit Wahrheit sagen, daß Kaiser Ferdinand II. der bestverleumdete Fürst war, und es sey gewiß sehr traurig, daß selbst Katholiken und Oesterreicher sich täuschen und hinreißen ließen, den zweiten Ferdinand, der eben so standhaft im Unglücke, als großmüthig im Glücke war, als grausamen Verfolger und Tyrannen zu verunglimpfen; den Erzfeind Oesterreichs und Deutschlands, Gustav Adolph, hingegen als ritterlichen Bertheidiger der Religionsfreiheit, als Muster der Milde und Gerechtigkeit hinzustellen. Zum Beweise, wie irrig eine solche Auffassung sey, mögen folgende actenmäßig bewiesene Thatfachen dienen: Ferdinand der Zweite verwies zwar die Protestanten, welche offene Rebellen waren, aus dem Lande, erlaubte ihnen jedoch ihr Vermögen mitzunehmen, und gestattete denjenigen, welche liegende Güter hatten, alljährlich einmal nach Oesterreich zu kommen und ihre Einkünfte in Empfang zu nehmen. Gustav Adolph zwang die Katholiken, die friedliche Unterthanen waren, aus Schweden auszuwandern, confiscirte ihr Vermögen und befahl, jene, welche je zurückkehren, auf dem nächsten Baume aufzuhängen. Auf welcher Seite ist nun die grausame Tyrannei, und auf welcher hingegen die Großmuth?

**Aus dem Bericht des Missionärs Johann Rociancie**  
über die Fahrt der „Stella matutina“ von Dongola bis Chartum.

(Fortsetzung.)

Wien, im Juli. 1850.

Am 7. war das Ruder wieder an seiner Stelle. Durch das leichte Flussbett, auf dessen Oberfläche Gras, Schlamm und Steinspitzen sich zeigten, ging die Fahrt ungemein langsam, dazu noch heftiger Nordwind mit ungewöhnlicher Kälte. Doch überwandten wir noch am gleichen Tage den Schellall Kirdeban; am andern den von

Zibit, am folgenden erreichten wir Wodeine mit seinem Schellall, einem der längsten und reisendsten der dritten Katarakten. Am 10. Februar waren zwei Strömungen zurückgelegt, über eine dritte die Stricke gespannt, als plötzlich das Seil den Händen der Zieher entfuhr, ob in türkischer Absicht, muß dahingestellt bleiben. Drei Stunden gingen hierüber verloren. Als Alles wieder vorbereitet war, ging der wackere Schmied an das Ufer, um die Zieher zu überwachen, wobei er viere, die wieder das Seil fahren ließen, den verdienten Lohn auf ihre schwarzen Rücken hämmerte. Nun ging Alles gut von Statten, um sechs Uhr landeten wir bei Waddi Gamar, einem freundlichen Orte, wo wieder schöne Vegetation sich zeigt. Der 11. Februar bot nichts Besonderes dar, aber am 12. mußten wir bei brausendem Winde aufbrechen. Die Matrosen hofften mit zwölf Ruderern des Wassers Meister zu werden, sahen aber bald, daß es ohne Zieher nicht gehen werde. Die, welche mit dem Seil an das Ufer schwimmen sollten, ließen es aber im Kampfe mit zwei Krokodillen entweichen, so daß es noch am zweiten Tage nicht gefunden war, das Schiff aber mittlerweile an einen Felsen stieß, so daß das Ruder beinahe abermals gebrochen wäre. Die Saumseligkeit der Zieher machte die Fahrt der folgenden Tage höchst langwierig.

Am 17. Februar erreichten wir die Insel Mognat. Hier schien Alles gegen unsere Weiterfahrt sich verschworen zu haben. Obgleich drei Boten vorangegangen waren, zeigte sich keine Spur von Ziehern, und ohne schriftlichen Befehl seines Obern wollte der dortige Schech solche nicht hergeben; denn der großherrliche Ferman galt ihm so viel als nichts. Vier Stunden weit bis in die tiefe Nacht eilte ich ihm in seine Wohnung nach. Vor dem Thor derselben schoß ich meine Doppelbüchse ab, um den Matrosen ein Zeichen zu geben und dem Schech Furcht einzujagen. Erschrocken fuhr er auf und fragte, was es gebe? Der Grobe vom Schiff ist da, hieß es; da sprang er auf ein bereit gehaltenes Pferd und gerade dem Wasser zu, um mir zu entfliehen. Inzwischen besann er sich, kehrte um, warf sich vor mich hin und versicherte, Alles erfüllen zu wollen; noch in der Nacht erging der Ruf und in wenigen Augenblicken war eine Karavane von sechzig Personen, Eseln und Pferden in Bewegung. Da es aber finster, ich selbst müde war, ließ ich Halt machen und rasten. Am frühen Morgen erreichte ich das Schiff, und sofort wurde gezogen, mit schwachen Kräften, weil in der Nacht doch wieder Viele entflohen waren. Von unserm Landungsplatze am 20. Februar bis nach Abu-Hamed sind es zwei Stunden, und erst nach den acht sorgenvollsten Tagen unserer ganzen Reise konnten wir dahin gelangen.

Sie begannen damit, daß in der Frühe des 21. die Matrosen, den zaghaft gewordenen Reies an der Spitze, mit der Erklärung herankamen: keinen Schritt weiter zu fahren, denn das Flußbeet sey ausgetrocknet. Da half alles Zureden nichts. Mit tausend Menschen, schriegen sie, wäre es nicht zu wagen. Was war mit den muthlos gewordenen Leuten anzufangen? Das kleine Schiff wurde nun mit den Geräthschaften des Herrn Missionärs Trabant und des Schmieds befrachtet, damit diese nach Abu-Hamed steuern und von dort auf Kameelen nach Chartum sich begeben könnten, indeß ich in dem Schiff bleiben sollte, um weitere Befehle zu erwarten. Die Fassung und der Ernst, womit ich diese Anstalten traf, blieb nicht ohne Eindruck auf die Matrosen. Sie machten sich verstohlenerweise auf, um das Wasser nochmals zu untersuchen. Jetzt erklärte der Reies, mit 120 Ziehern wollten sie die Fahrt doch zu Stande bringen. Diese hatten sich aber verlaufen, so daß erst am 23. wieder konnte abgefahren werden. Wir kamen ohne Schwierigkeit über die gefürchtetsten Stellen. Oberhalb derselben ist ein kleiner Canal zu passiren; da bekam das Schiff einen Leck und das kleine Seil, welches die Matrosen statt des großen nahmen, riß entzwei, das Schiff schlug mit aller Gewalt auf einen spitzen Felsen, es drohte zu sinken, weil das Wasser in die untern Räume eindrang. Dieses mußte eilends herausgeschöpft, der Bruch nothdürftig ausgebessert werden. An einen Felsen angebunden, hatten wir die Nacht in der Mitte des Stromes zuzubringen, wüthenden Sturmwindes wegen den folgenden Tag ebenfalls, und die ganze Nacht mußte

Wache gehalten werden, weil jeder Augenblick uns loszureißen drohte. Endlich konnten wir weiter und gelangten um zehn Uhr vor den letzten Katarakt Nusur. Da zu wenig Zieher vorhanden waren, ging ein Matrose aus, um Leute aufzubieten, damit des folgenden Morgens die Fahrt könnte gewagt werden. Als ich mich da nach dem Stand der Mannschaft erkundigte, hieß es: „Alle sind entflohen, kein Einziger will ziehen, ein Schech hat den ausgesendeten Matrosen tödten wollen.“ Da tobte es in mir; von einem Einzigen begleitet, machte ich mich auf, um über den Kopf des Schechs eine Fluth von Drohungen auszugießen. Der lange Weg, den ich auf dem Gerippe eines Esels zurückzulegen hatte, kühlte mich etwas ab, auch bedachte ich, daß ich nicht geläufig genug arabisch spreche. Zum Glück traf ich den Hauptschech Hagfare, mit einem Untergeordneten im Diwan versammelt. Ich erklärte, das Schiff auf seine Unkosten anbinden und fortgehen zu wollen, und verlangte die Auslieferung Desjenigen, der meinem Matrosen den Tod angedroht habe. Alles ward sogleich bewilligt. Ob aber versprochen worden, die Zieher müßten noch vor Einbruch der Nacht sich efinden, fehlten in der Frühe noch bei zwanzig. Da der Hauptschech sich davon gemacht hatte, war es schwierig, Vorsorge zu treffen. Da brachte einer der Schechs, der immer am günstigsten gegen uns sich erwiesen, im besten Augenblick Hilfe, so daß wir noch am 27. Februar ohne viel Anstrengung den Schellal Nusur, bis zum Abend des folgenden Tages die letzten Schwierigkeiten überwandten. Wir steuerten nun auf dem felslosen, gefahrlosen Strome mit schwelenden Segeln in südwestlicher Richtung, während wir eine Viertelstunde früher zwischen Felsen, Steinen, Schlamm und Untiefen nur langsam uns hatten bewegen können. Nach halbstündiger Fahrt erreichten wir Abu-Hamed mit vollen Segeln. Hatte doch die Dahabie eines der ersten Würdenträger bei vollem Wasserstand nur in dreißig Tagen leisten können, was wir bei niedrigem in zwölf Tagen geleistet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

### Eine seltene Taufe.

Wien, 7. August. Vorgestern, am Feste Maria Schnee, fand in der Pfarrkirche bei St. Johann in der Jägerzeile die Taufe eines erwachsenen Mohren statt. Herr Caplan A. Scherner, welcher an diesem schwarzen Sohne Afrikas die Taufe in feierlicher Weise vollzog, vermehrte hierdurch um ein neues interessantes Mitglied die bedeutende Schaar seiner Neubekehrten, die er seit Jahren theils aus dem Protestantismus, theils aus dem Judenthum zur katholischen Kirche geführt, und die wohl in ihrer Gesammtzahl bereits eine kleine Pfarrgemeinde ausmachen dürften. Diesmal war diese feierliche Handlung seitens des tausenden Priesters auch dadurch bemerkenswerth, daß es der zwanzigste Jahrestag seiner Primiz war, an welchem er die Taufe eines schwarzen Muhamedaners, einer Art Heiden, vollziehen konnte. Auch im Vaterlande gibt es hinreichend Gelegenheit zur Missionsthätigkeit im engern Sinne des Wortes für berufseifrige Priester. Nebst dem sinnvollen Ceremoniale der feierlichen Tauffhandlung war es auch zur besondern Erhebung und Erbauung, daß bei der auf die heilige Taufe folgenden Dankmesse der Täufling sowohl als der Pathe die heilige Communion empfangen. So wurde die erlösende Vereinigung des in Christo Wiedergeborenen mit dem göttlichen Heiland und seiner Kirche in erbaulichster, segensreichster Weise vollzogen. Als Pathe stand dem Täufling der zu jedem guten Werke freudig bereitwillige edle Herr M. Graf Fries bei. (Dest. B. - Fr.)

### W i e n.

Wien, 20. Juli. Vom Ministerium des Innern ist der Bescheid erfolgt, daß die Israeliten auch in Orten, wo sie die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, die äußere Feier der christlichen Sonn- und Feiertage einzuhalten haben, dagegen, wenn dort die Markttage auf einen israelitischen Feiertag treffen, dieselben auf den nächstfolgenden Tag zu verlegen sind. (Schw. M.)